

# Gedanken am Bildschirm

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen**

Band (Jahr): **24 (1972)**

Heft 16

PDF erstellt am: **09.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sonnen, so diente ihm für «La blonde de Pékin» («Die Blonde von Peking»), 1967 entstanden, als Vorlage ein Roman von James Hadley-Chase. Das Drehbuch schrieb Gessner – zusammen mit Marc Behm – wiederum selber. In den Bereich des angloamerikanischen Thrillers versuchte der Ungar-Schweizer mit diesem

Opus vorzustossen. Eine Schar internationaler Darsteller vereinigte er um sich, darunter Mireille Darc, die damals noch zum Nachwuchs gehörte, daneben aber auch Edward C. Robinson, der erstmals vor einer französischen Kamera stand, sowie Claudio Brook, Pascale Roberts, Giorgia Moll, Tiny Yong und Karl Studer.

# GEDANKEN AM BILDSCHIRM

## Olympischer Verhältnisblödsinn

«Das grösste Problem», so schrieb TV-Presseschef Walter Grieder in einem Artikel über Fernseh-Aufwendungen für die Olympischen Spiele (ZOOM Nr. 15, 1972), «ist eigentlich nur die Programmierung, damit das Schweizer Fernsehen in dieser Zeit nicht total ‚verolympiadiert‘ wird. Deshalb, welche Überraschung, ist geplant, während der Hauptsendezeit von 20.00 bis 22.00 Uhr nur «in Extremfällen» Sport zu senden. Ein schöner Trost, wenn man bedenkt, das zwischen dem 26. August und dem 10. September im Schnitt etwa acht Stunden Live-Übertragungen und Aufzeichnungen pro Tag über den Deutschschweizer Bildschirm flimmern. Man muss nicht unbedingt sportfeindlich eingestellt sein, um den Aufwand, der hier betrieben wird, in Frage zu stellen. Auch die Bedeutung sportlicher Ereignisse hat ihre Grenzen. Davon aber will man im Ressort Sport beim Deutschschweizer Fernsehen offensichtlich nichts wissen. Sport hat die Prioritätsstufe 1, also wird mit brutaler Rücksichtslosigkeit alles übrige verdrängt. Dies lässt sich natürlich um so leichter rechtfertigen, als die Olympischen Winterspiele von Sapporo zum nationalen Volksfest gerieten und das sportliche Bewusstsein unseres Landes einen gigantischen Aufschwung erlebte: Die Kleber der Schweizer Sporthilfe an den Heckscheiben unzähliger Autos legen noch heute beredtes Zeugnis davon ab... Es ist indessen müssig, sich über den also betriebenen Verhältnisblödsinn aufzuhalten, überflüssig auch zu erwähnen, dass hier eine offensichtliche Verwechslung von Qualität und Quantität vorliegt und dass der ganze TV-Olympiarummel in erster Linie wieder einmal auf Kosten der Kindersendungen getrieben wird. Das Deutschschweizer Fernsehen handelt ja nicht bloss aus eigenem Antrieb, sondern genau gleich wie ein kommerzieller Betrieb nach den Gesetzen eines als verbindlich hingenommenen Publikumsge-

schmacks. Und das Fernsehen weiss, was es seinen durch einen immensen Propagandaapparat – unzählig sind die wirtschaftlichen Interessen an den Spielen der blütenweissen Amateure – «sensibilisierten» Zuschauern schuldig ist. Warum auch – werden sich die Verantwortlichen nicht ganz zu Unrecht sagen – sollen wir die nach Hunderttausenden zählende Sportgemeinde auf die Fernsehkanäle des nördlichen Nachbarstaates umschalten lassen, wo wir doch des Werbefernsehens wegen auf eine grosse Zuschauerbeteiligung angewiesen sind? Solche Überlegungen bestimmen mitunter auch den Lauf der Dinge.

Also reisen siebeneinhalb Sportberichterstatte – die andere Hälfte des einen ist für das Radio tätig – allein für das Deutschschweizer Fernsehen nach München. Drei werden zu Hause im Studio voll beschäftigt sein, und weil der liebe Konzessionär ja tags- und nachtsüber nicht genügend Sportler zu Gesicht bekommt, werden ihm solche als Diskussionspartner und Kommentatoren aus dem Sportstudio vor Augen geführt. Fragt sich bloss, ob hinter der gewaltigen Stabsarbeit und dem auch sonst grosszügig betriebenen Aufwand – es wäre wirklich interessant zu erfahren, mit welchen Summen die Olympiateilnahme des Deutschschweizer Fernsehens veranschlagt ist – nicht der eigentliche Zweck der Übung, der Sport, verlorengeht.

Auch darüber kann kein Zweifel bestehen: Sport übt gerade am Fernsehen eine besondere Faszination aus. Ein gehaltvolles Fussballspiel, ein ausgeglichener 800-m-Lauf, eine gekonnt dargebotene Kür am Stufenbarren übertreffen noch allemal den Schauwert einer noch so raffiniert inszenierten Unterhaltungssendung. Das wettkampfmässige Ringen des Menschen um Höchstleistungen und Perfektion hat eine hohe Ausstrahlungskraft, sogar auch auf jene, denen Sport nicht die wichtigste Nebensache der Welt ist. Das Fernsehen verdankt dieser Tatsache – und einigen andern mit dem Sport zusammenhängenden, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll – viel: viel-

leicht zum Teil sogar seinen Erfolg und seinen unaufhaltsamen Aufstieg. Allein schon deswegen ist es den Fernsehanstalten nicht zu verübeln, dass sie von dieser beliebten Unterhaltung, in die so wenig Kraft und schöpferischer Geist zu investiert werden braucht, Gebrauch machen, wo immer sie sich anbietet. Dass die masslose und unkritische Übertragung von Sport aber letztlich den Schaulust nicht fördert, sondern herabmindert, schien wohl noch keinem Sportredaktor am Fernsehen überlegenswert. Musste es auch nicht, weil Sport das Erfolgsrezept des Fernsehens bisher schlechthin war. Der Vorolympische Inseratenboom der Geräte-Lieferfirmen und der Zwischenhändler ist dafür ein allzu deutlicher Hinweis. Mag sein, dass die bedenkenlose Ausschachtung sich einmal rächt. In der Schweiz könnte die Rechnung unter Umständen schon nach München präsentiert werden, da – aller Voraussicht nach – wenig Gelegenheit zu nationaler Euphorie sein wird. Ohne diese aber ist es schwierig, die Masse der am Sport nur bedingt interessierten Zuschauer bei der Stange zu halten. Das Damen-Volleyballspiel zwischen Ungarn und Kuba wird zwar für den Kenner wahrscheinlich ein sportlicher und ästhetischer Höhepunkt, aber eben doch schon eine Minderheitensendung, die sich bloss noch an eine Gruppe von Eingeweihten richtet, den andern aber kaum mehr als ein Gähnen entlockt. Wir haben, gerade zwischen dem 26. August und dem 10. September, einmal mehr das Fernsehen, das wir verdienen. Wir, das bedeutet in diesem Falle jene imaginäre, durch die vom Werbefernsehen finanzierten Institute ermittelte Geschmacksmehrheit, der bezukommen schon deshalb unmöglich ist, weil ein zuverlässiges Bild über sie (bewusst?) gar nicht besteht. Wir, das ist jene anonyme und amorphe Masse, über deren Bedürfnisse als Konsument die Produzenten so genau Bescheid wissen (und sie ihren Bedürfnissen entsprechend steuern). Der Produzent Deutschschweizer Fernsehen verkauft uns – zu konkurrenzlosem Schleuderpreis nota bene – die Olympischen Sommerspiele von München, weil er genau weiss, dass die Mehrheit seiner Zuschauer dafür ein Bedürfnis hat. Daran gibt es nichts zu rütteln. Besonders nicht von jenen, die dem Sport – und auch gerade dem Schausport, dessen Wert sie einzuschätzen wissen – etwas Besseres wünschen als den Ausverkauf von Vor-, Zwischen-, Hoffnungs-, Ausscheidungs- und Finalläufen und die ihm mehr zu geben bereit wären als blosser Jagd nach der Sensation und – weil es sonst mit Sicherheit langweilig wird – nach dem Absurden. Der Sport und mit ihm die Olympischen Spiele sind ein Phänomen. Ihm in allen Belangen gerecht zu werden, wäre eine Aufgabe. Sie lässt sich indessen allein mit Verschleuderung von Sendezeit nicht bewältigen.

Der TV-Apparat, der für die Olympischen Spiele mit deutscher Gründlichkeit aufgebaut wurde, ist nicht nur gigantisch, sondern auch bewundernswürdig. Die gesamten Kosten für seine Erstellung sol-

len weit über 100 Millionen Mark betragen haben. Ein TV-Übermittlungssystem wurde hier aufgebaut, das eine totale Information über die Ereignisse in München ermöglicht. Ist es wohl möglich, dass ein ähnlicher Apparat einmal in den Dienst einer andern Sache gestellt wird? Beispielsweise für die weltweite Aufklärung der Bevölkerung über die Situation in der Dritten Welt? Sind das Hirngespinnste? Das vielleicht nicht. Aber es sind moralisierende, in der Vorzeit der von jeden politischen Interessen meilenweit entfernten, lauterer «Spielen der Jugend der Welt» unangebrachte und deshalb ketzerische Gedankengänge. Urs Jaeggli

## Das ZDF: die alte Mamsell

Das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) will offenbar ernten, solange die Sonne scheint. Es verfilmte, im Zeichen der Wiederbelebung alter Trivialliteratur, das «Love Story»-Rummels und der Nostalgie-Stimmung, E. Marlitts berühmten Schoss-Roman «Das Geheimnis der alten Mamsell.» Eigentlich hätte das ja tatsächlich was für die Mainzeilmänner sein müssen; denn die Geschichte ist im breiteren Bereich der «Hayflower Aristocracy» angesiedelt und von durchsichtiger Klarheit, ein Gebilde ohne blinde Flecken – mit dem traditionellen Reichtum und den dazugehörigen politischen und sozialen Beziehungen.

Ein hübsches Kind (Felicita) wird als Halbwaive unter die Obhut eines reichen Bürgers gegeben; der aber stirbt, so dass jetzt seine Frau, ein echtes Produkt viktorianischer Moral, ihr wahres Gesicht als lieblose Megäre zeigen kann. Sie will den Bastard los sein und degradiert die süsse Fee zum Aschenbrödel. Wäre nicht das Geheimnis der alten Mamsell, gäbe es kein Happy-End, und niemand würde erfahren, dass Fee in Wahrheit eine gebürtige «Von» ist.

Aber ach, vorweg sei's gesagt: selbst einen so herrlichen Kitsch-Schmöker weiss das ZDF nicht anzubringen. Was birgt er doch – filmisch – für Möglichkeiten; diese verrückte, alte, viktorianisch-biedermeierhafte Postkarten-Atmosphäre, diese neckisch vergilbte, von Topfpflanzen, Plüschsesseln und Ahnenbildern umrahmte Amouren-Stimmigkeit! Im Zuge der wiederentdeckten Trivialität als Pop-Ereignis (oder des Camp) ist das alles wiedererstanden. Zum Beispiel die Glückwunschkarten zur Bismarckzeit mit ihrer technischen Geheimtümerei und den versteckt frivolen Versen. Da gibt es die Transparentkarte, die von Kopf bis Fuss auf Geheimniskrämerei eingestellt ist. Bei ihr begegnet sich das Entzücken am Schattenspiel und Scherenschnitt mit der für das verspielte Jahrhundert so typischen Lust am Rätselraten. Für die Hintergründigkeit im wörtlichsten Sinne sorgt bei der Transparentkarte der Trick, Bild und Text auf zwei Papierlagen, die übereinandergeklebt sind, so zu verteilen,

dass der pointierte, als Schlüssel dienende Teil der Darstellung auf den ersten Blick unsichtbar bleibt. Hält man das Blatt jedoch gegen das Licht, ergänzt und verändert sich die Szene. Diese bürgerliche Verspieltheit mit ihrem stückartigen Reiz hätte optisch herausgearbeitet werden müssen. Es hätte dann ein skurriler, popiger und ironischer Unterhaltungstreifen werden können.

Darüber hinaus bietet der Stoff soziologisch Ungeahntes. Da ist zum Beispiel der Sohn des reichen Kaufmanns, ein Studiosus und später Mediziner. Er ist das einzig veränderbare Element, das Handlung ermöglicht. Der Plott ist die Geschichte seiner Rollenfindung, die aus der Undefiniertheit über den Irrtum zu einem musterhaften Status führt. Um diesen Weg zurückzulegen, muss er lernen, die Symbole der bösen und der guten Moral zu lesen. Wenn er nach verständlicher vorübergehender Verblendung das eine Zeichensystem durchschaut und das andere dahinter entdeckt hat, ist er am Ziel (er heiratet am Ende die süsse Fee, sientmal er ihr anfangs Böses wollte). Er hat sich zum Arztidol komplettiert, das das breiteste Spektrum männlicher Attraktivität vertritt, von verführerischer Erotik bis zum zuverlässigen Ernst. Seine Mutter verkörpert die Gefühlskälte. Fee selbst ist die wahrhaft liebessfähige Frau, die unauffällig und anmutig anwesend ist, hilft und sofort versteht, aber ihre Gefühle verinnerlicht, bis der Mann das erlösende Wort spricht. Auch dann freilich ist ihre Hingabe mehr innig als sexuell.

Die alte Mamsell, diese Verkörperung der Heimlichkeit bürgerlicher Moral, ist auch gleichzeitig die Bewahrerin des sozialen Wertsystems. Sie lauert im Hintergrund und belohnt das standesbewusste Verhalten Fees und des jungen Doktors. Sie stabilisiert die zwanghafte Moral. Ihre Aufklärung wird zur systematischen Denunziation. Und das alles im Stile der Breitteller des vorigen Jahrhunderts! Welche versteckten Anspielungen und Hinweise auf bürgerliches Moralverhalten sind für uns heute darin erhalten! Welche Vergnügen andererseits hätte eine solche adäquate Verfilmung sein können! Allein Marlitts Lust am Beschreiben von Kleidern und Natur! Bei ihr wird (zum Beispiel) die alte Mamsell so vorgestellt: «War es doch fast gespenstisch, als das Türschloss sich leise bewegte und gleich darauf die Tür geräuschlos aufging... Die seltsame Erscheinung trat auf die Schwelle. Ja, es waren Hellwigs Züge in auffallender Ähnlichkeit, aber sie gehörten einem weiblichen Wesen, einer kleinen Dame, die in wunderlicher, dem Reich der Mode längst entrückter Tracht langsam auf den Sarg zuschritt. Ein sogenanntes Zwickelkleid, von schwerem, schwarzem Seidenstoff, vollkommen faltenlos, spannte sich förmlich über sehr eckige, magere Formen; es war kurz und liess ein paar sehr kleine Füsschen sehen, die jedoch ziemlich unsicher auftraten. Über der Stirn kräuselte sich eine Fülle schöngeordneter schneeweisser Locken, und darüber lag ein klar durchsichtiges, schwarzes Spitzentuch, das unter dem Kinn gebunden war.»

Was aber bot Regisseur Herbert Ballmann? Eine hölzern und staksig hingeschluderte Inszenierung, in der so ziemlich die gesamten ZDF-Unarten sichtbar wurden: atmosphärelloser Hintergrund (im Kommentar ist von einer «sächsischen Kleinstadt» die Rede – sehen tut man sie nie); sinnlose und faule Kamerazooms, -schwenks und -einstellungen, und schliesslich deutsche Knattermimen (Dieter Borsche und Brigitte Horney – als Mamsell), die ihr Bühnendeutsch mit der idiotischen Disziplin eines Ziseleurs in höherem Auftrag leiern. Von einem Geheimnis und einem unsicheren Auftreten der Mamsell war weder was zu spüren noch zu sehen. Keine Hintergründigkeit, keine Spannung, schon gar nicht Humor, nur ZDF-Zynismus: die Leute fressen alles. Eine echte alte Mamsell ist nur das ZDF; allmählich aber ist das Mass wirklich voll: die Fernsehfilme reizen zum Erbrechen. Wolfram Knorr

# TV-TIP

18. August, 21.40 Uhr, DSF

## Der nächste Fall bitte...

«Reform» ist mehr als ein Schlagwort unserer Zeit. Lehrbücher und Gesetzestexte, oft noch aus dem 19. Jahrhundert, werden gemessen an neuzeitlichen Erkenntnissen und Bedürfnissen. Familie, Schule und Justiz rangieren ganz vorn in der Diskussion – bei uns wie anderswo. Anderswo, das sind in diesem Falle die USA. Der Film «Der nächste Fall bitte...» von Anthony Leicester (deutsche Bearbeitung: Carl-Heinz Ibe) zeigt einen Tag aus der Praxis eines Schnellgerichts in einem Bezirk in der Nähe von New York City, in dem rund 40000 Menschen leben. Auf der Anklagebank sitzen Diebe, Stadtstreicher, Rauschgiftändler oder jugendliche Straftäter, die bei kleineren Gesetzesübertretungen erwischt wurden.

Im Zusammenhang mit diesen Beispielen werden einige Probleme der amerikanischen Justiz deutlich. Es geht dabei unter anderem um die Uneinheitlichkeit der Gesetzgebung in den verschiedenen Bundesstaaten, das ungerechte Kautionswesen und auch um die fragwürdige Qualität vieler Pflichtverteidiger. Aber auch die zentralen Fragen der Justiz, wie Strafe als Sühne oder Abschreckung, Entfernung des Straftäters aus der Gesellschaft oder der Versuch seiner Resozialisierung, werden zur Debatte gestellt. Wenn zwischen 70 und 80% aller Straftäter rückfällig